

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 48 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Lauhaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Donnerstags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Beitzelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Lauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der Kampf gegen das persönliche Regiment, den die bürgerlichen Parteien in die Geschäftsordnungskommission des Reichstags verlegt hatten, ist dort ohne jedes Ergebnis geblieben.

Die Kieler Wahlrechtsaktion hat mit einer Blamage der Wahlrechtsräuber geendet.

Die Finanzkommission des Reichstags verwies die Tabaksteuervorlage in das Dunkel einer Subkommission.

Aus der Unglückszweige Radbod sind jetzt die ersten Zeichen jutage-gefördert worden.

Der Wiener Reichsrat ist wieder zusammengetreten.

In der französischen Kammer ist das Einkommensteuergesetz angenommen worden.

Auch ein Sozialdemokrat.

Leipzig, 11. März.

I.

Im Verlage der Münchener Parteibuchhandlung von E. Witz u. Co. erschien eine Broschüre von Dr. Artur Schulz mit dem etwas länglichen Titel: „Ökonomische und politische Entwicklungstendenzen in Deutschland. Ein Versuch, die Autonomieforderung der süddeutschen sozialdemokratischen Landesorganisationen theoretisch zu begründen.“ Der Hinweis, daß es ein Parteiverlag ist, der die Welt mit dieser Broschüre beglückt, ist notwendig, sonst könnte der Leser auf den Gedanken kommen, daß er es mit einem Opus etwa aus dem Lager der Sozialliberalen zu tun hat, denn eine derartig wegwerfende Behandlung des Parteiprogramms der Sozialdemokratie, eine derartige Verunglimpfung der Tradition der Partei und ihrer Vorkämpfer waren wir bisher nur von jener Seite gewöhnt. In dem Vorwort des Verlags wird behauptet, die Broschüre sei „durchaus wissenschaftlich und objektiv gehalten“ und dazu bestimmt, „die vorhandenen Gegensätze durch eine theoretische Diskussion auf einem höheren Niveau zu erhalten und zu überwinden.“ Ueber das Niveau der Broschüre wollen wir nicht streiten, das mag der Leser beurteilen, der sie kennt. Uns interessiert nur die Frage: hat der Münchener Verlag im Auftrage der Genossen aus Bayern gehandelt, indem er mit seiner Firma den Dr. Artur Schulz bedeckte oder war das ein Mißverständnis? Die Konsequenzen dieser Frage werden aus unseren Ausführungen klar werden.

Dr. Artur Schulz unternimmt es also, die Autonomieforderung der süddeutschen sozialdemokratischen Landesorganisationen zu begründen. Das ist befremdend, denn bisher war ja wohl diese Autonomie innerhalb des Organisationsstatuts und des Parteiprogramms niemals bestritten worden. In Nürnberg handelte es sich einfach darum, daß nach der Meinung der überwältigenden Mehrheit der Parteigenossen, darunter sehr vieler aus Süddeutschland, die Landtagsfraktionen in Bayern und Baden, gegen die Prinzipien und die Disziplin der Partei verstoßen haben, indem sie das Budget bewilligten. Das innerhalb der Partei die Landesorganisationen nicht nur, sondern auch die Provinzialorganisationen autonom sind, hat noch niemand bestritten. Schulz rennt also mit seinem „Versuch“ offene Türen ein. Zu beweisen wäre gewesen, daß die Budgetbewilliger stichhaltige Gründe für ihr Vorgehen hatten, daß dieses Vorgehen nicht gegen das Parteiprogramm und gegen die Beschlüsse der früheren Parteitage, als der höchsten Instanz der Partei, verstieße, Beschlüsse, die eben respektiert werden müssen, wenn nicht die Einheit der Partei in Splitter gehen soll. Dieser Beweis ist nicht erbracht worden, weder in Nürnberg noch nachher, und Schulz macht auch nicht den leisesten Versuch, ihn beizubringen.

Aber etwas anderes versucht er, nämlich eine Abschaffung des Parteiprogramms. Wenn es nämlich nach ihm ginge, müßten die Sozialdemokraten 1. ihr sozialistisches Programm aufgeben, weil in der Landwirtschaft die sozialistische Wirtschaft eine „Utopie“ ist, 2. für Erhöhung der Löhne auf Fleisch, Milch, Butter, Milch, Obst, Gemüse, kurz alle Erzeugnisse der Bauernwirtschaft, eintreten, 3. für die Anstellungspolitik der preussischen Regierung eintreten, 4. den Eigentumsfanatismus der Kleinbäuerlichen Besitzer unterstützen, 5. die Parlamentaristik nicht mehr zur Propagierung sozialdemokratischer Grundsätze benutzen, 6. den Kampf gegen die Pfaffenherrschaft aufgeben. — Man sieht, beschreiben ist er nicht, der Herr Dr. Schulz, und diese Aufzählung sollte eigentlich genügen. Da er indessen die Sache der süddeutschen Genossen führt und bisher von ihnen nicht desabonniert ist, müssen wir uns eingehender mit ihm befassen.

Vor allem macht er eine Entdeckung: Marx, Engels, Kautsky, Bebel und viele andere sind Ignoranten, denn sie haben die Entwicklung der Industrie zum Ausgangspunkt der Kritik und der Bekämpfung des kapitalistischen Klassenstaates gemacht, während ausschlaggebend die landwirtschaftlichen Zustände und Tendenzen sind. In der Landwirtschaft ist der Sozialismus eine Utopie, wie Herr Dr. Artur Schulz allerdings nicht beweist, aber um so kühner behauptet. Auf diese grundlegende Entdeckung folgt dann die zweite, die sich speziell auf Deutschland bezieht und die lautet: im Südwesten Deutschlands ist der „Familienbetrieb“ in der Landwirtschaft vorherrschend, darum sind die süddeutschen Staaten keine Klassenstaaten; diese angebliche süddeutsche Agrarverfassung bringt sie-

haft in die Großgüterdistrikte des Nordens und Ostens vor; deshalb hat die Sozialdemokratie ihr Programm nach süddeutschem Muster zu revidieren.

Nun wirkt es einigermaßen komisch, wenn diese Dinge jetzt, in dem Augenblick gepredigt werden, wo die Ergebnisse der neuen Berufszählung veröffentlicht werden, nach denen die Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung (Erwerbstätige und Angehörige) absolut und prozentual rasch zurückgeht. Im Jahr 1882 lebten noch 19,2 Mill. Menschen in Deutschland von Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei, 1907: 17,7 Millionen; im Jahre 1882 waren es 42,51 Prozent der Bevölkerung, 1907: 28,65. Die Landwirtschaft büßt also an sozialer Bedeutung ein, die Entwicklung zum Industriezweig macht rasche Fortschritte und da kommt dieser neugeborene Theoretiker und macht seine profunden Entdeckungen.

Er operiert mit dem Begriff „landwirtschaftlicher Familienbetrieb“. Wenn das Wort einen Sinn haben soll, bedeutet es einen Betrieb, bei dem eine Bauernfamilie aus dem Betrieb der Landwirtschaft auf eigenem Boden den vollen auskömmlichen Unterhalt erzielt, und daß in diesem Betriebe keine Lohnarbeiter beschäftigt werden. Wenn also der „Familienbetrieb“ typisch für Süddeutschland wäre, dann müßte die Zahl der landwirtschaftlichen Lohnarbeiter dort sehr gering sein. Ein Blick in die Tabellen der Berufszählung aber beweist: im Jahre 1895 wurden in der Landwirtschaft gezählt in Bayern Selbständige 764 000, Lohnarbeiter 1 660 500, in Württemberg Selbständige 812 000, Lohnarbeiter 512 000, in Baden Selbständige 238 000, Lohnarbeiter 497 000, in Hessen Selbständige 125 000, Lohnarbeiter 251 000. Die Zahl der Lohnarbeiter ist doppelt so groß, wie die der Selbständigen! Dazu kommt, daß viele Tausende von Selbständigen in der Landwirtschaft noch einen Nebenberuf haben, d. h. daß sie nicht von dem Betrieb ihrer Wirtschaft leben können; zum größten Teil sind sie im Nebenberuf landwirtschaftliche Lohnarbeiter. In Bayern z. B. hatten von jenen 764 000 „Selbständigen“ nicht weniger als 91 400 einen Nebenberuf.

Der Schulzische Satz: „die typische landwirtschaftliche Unternehmungsform in Süddeutschland ist der Familienbetrieb“, enthält also eine direkte, grobe Entstellung der Tatsachen.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, hätte er nur die bekannte Tatsache wiederholen dürfen, daß Bayern, Württemberg, Baden, Hessen Länder sind, in denen der Bauernbetrieb überwiegt. Daß aber der Bauer bei dem Arbeiter stets als der brutalste Menschenschinder gegolten hat, weiß jedes Kind. Wie trefflich führte doch Auer, der ein wirklicher Bauer und nicht wie Herr Dr. Schulz ein „Bauer“ aus Ostpreußen war, diese Dinge aus, als er auf dem Parteitag zu Frankfurt sagte:

Wer glaubt, daß es uns je gelingen werde, diese Bauern für uns, die sozialdemokratische Arbeiterpartei gewinnen zu können, der huldt einem Aberglauben. Diese Gesellschafts-

Seuilleton

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Prezzang.

Nachdruck verboten.

II.

Der kleine Jeremi begann zu weinen, als er in seinem Bettchen erwachend, die Lider hob. Ueber sein winziges, rosiges Gesicht beugte sich breit und rot ein anderes. In einem schwarzen Haarwald, der von einem Ohre zum andern reichte, sah als Zentrum eine violette Nase von ansehnlichen Dimensionen; unter den buschigen, vorpringenden Augenbrauen glühten zwei Pupillen, die den kleinen Jeremi teils neugierig, teils unwillig musterten. Zuweilen zeigte sich erschreckend das rotgedörrte Weis im Auge.

Das war Kommissar Dieblich, der gleichermäÙig unter seinem Namen wie unter seinem Aussehen zu leiden hatte. Jeremi weinte heftiger.

„Gehen Sie da fort,“ sagte der Vater. „Das Kind ängstigt sich.“

„Ich tu ihm nichts. Es ist nur meine Pflicht, Herr Jeremias Lattenbach, mich von der Existenz dieses Wurms zu überzeugen. Daran lasse ich mich nicht hindern. Ich habe den Auftrag von meiner vorgesetzten Behörde, ein Auge auf Sie zu haben. Raum acht Tage sind Sie heraus.“

„Nay verbitte mir das!“
„Gleichviel. Da ist ein neuer Straßfall. Oder wollen Sie etwa bestreiten, daß dies da ein Kind ist?“

Hier mußte Jeremias lachen: „Es würde mir einigermaßen schwer fallen, Herr Kommissar Dieblich. Um so mehr, als seine Mutter noch im Wochenbett liegt und ich, wie Sie an diesem Napf und dieser blauen Schürze sehen, im Begriff bin, eine Kartoffelsuppe herzustellen. Wollen Sie Ihr Auge auf dieses Faktum richten und den Vorfall notieren?“ Und Jeremias schälte Kartoffeln.

„Wollen Sie mich verhöhnen, Herr Lattenbach? Nachdem Sie die vorschriftsmäßige Anmeldung dieses Kindes veräußert haben, dürften Sie etwas entgegenkommender sein. Ich sage: veräußert, nicht: verheimlicht.“

Jeremias schlug sein Kartoffelmesser auf den Tisch und brach in ein dröhnendes Lachen aus.

Der Kommissar zeigte das Weis im Auge. Er richtete sich straff auf, rückte einen Stuhl an den Tisch, zog Notizbuch und Bleistift und sagte: „Dieses Gelächter nehme ich zu Protokoll.“

Jeremias lachte so heftig, daß er einen Hustenanfall bekam.

„Was! Aus der Kammer klang Trudes Stimme. Was tust du da?“

„Ich lache, Diebste. Gab ich dich aufgeweckt?“

„Nein. Der Hunger weckte mich.“

„Sie hören es, Herr Kommissar Dieblich.“

Der benezte den Bleistift mit den Lippen: „Noch eine Frage: wovon leben Sie jetzt?“

„Von Kartoffelsuppe.“ Jeremias nahm den Napf mit den geschälten Kartoffeln und ging in die Küche.

Der Kommissar sprang auf und sah ihm entrüstet nach. Dann näherte er sich vorsichtig der Kammerkür: „Frau Lattenbach, ich fürchte, Ihrem Mann wird dieser Ton übel bekommen. Er hätte doch alle Ursache.“

„Lassen Sie es seine Sorge sein.“
„Er hat auch das Kind nicht angemeldet.“

„Er wird es vergessen haben, Herr Kommissar. Es soll geschehen, sobald ich auf bin. Denken Sie doch, was er jetzt zu tun hat, der Arme. Was macht er, alles. Er fegt die Stuben, er heizt den Ofen, er badet das Kind, er kocht — finden Sie nicht, daß er herzensgut ist?“

Herr Dieblich brumpte etwas in seinen Bart. Er lehnte mit dem Ohr am Pfosten der Kammerkür und horchte auf die helle, klingende Stimme. Hineinzugehen wagte er nicht. „Ich bin kein Unmensch, Frau Lattenbach, aber das mit dem Kinde muß ich melden. Und dann setzt es ein Strafmandat.“

Ein leises Lachen. „Betreiben Sie sich nicht, Herr Kommissar. Wir können nicht zahlen.“

Herr Dieblich schüttelte den Kopf, entfernte sich vom Türpfosten und stand ratlos in der Stube. Dann setzte er mit einem Ruck die Dienstmütze auf, strich sich vorn Spiegel den Schnurrbart hoch und trat noch einmal an das Bett des Kindes. Wie immer, wenn er sich in einer Gemütsbewegung befand, rollte er die Augen, so daß das Weis erschreckend hervortrat.

Jeremi schrie. Schrie heftig.

„Na, sei nur still, armes Wurm.“ Herr Dieblich machte eine Geste der Verzweiflung und entfernte sich.

„Gut er dich wieder angeglockt, mein Söhnchen?“ Jeremias trat ein, nahm den Kleinen auf und trug ihn zur Mutter: „Gib ihm etwas, Liebste.“

„Sie tat's. Und fragte: „Krieg ich auch bald?“

„Gleich. Und eine Ueberraschung steht dir bevor.“

Die Ueberraschung bestand in einem halben Pfund Kalbfleisch, das, in kleine Stücke geschnitten, in der Suppe schwamm.

Sie aßen gemeinschaftlich. Jeremias sah, den Teller in der einen, den Löffel in der anderen Hand, auf dem Rand des Bettes. „Nimm dir dich noch sehr schwarz, Trude?“